

Hans-Jürgen Goertz

Umwege zwischen Kanzel und Katheder

Autobiographische Fragmente



V&R



Hans-Jürgen Goertz

Umwege zwischen Kanzel und Katheder

Autobiographische Fragmente

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2018, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Fragment zu Komposition IV,
Kandinsky, Wassily 1866–1944 © akg-images

Satz: 3w+p, Rimpär
Druck und Bindung: Hubert & Co. BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-57064-8

Inhalt

I. Unbeschwerte Kindheit	7
II. Schulbesuch im Wendland	21
III. Studium und Promotion	28
IV. Pastor in Hamburg-Altona	58
V. Die Heidelberger Jahre	86
VI. Wieder in Hamburg	98
VII. Das Institut	116
VIII. Mit „Pfaffenhaß und groß Geschrei“ auf Tournee ...	136
IX. An englischen Universitäten	164
X. In der Thomas-Müntzer-Gesellschaft	178
XI. Ein schwieriges Verhältnis	186
XII. Noch ein Wort	205
Auswahlbibliografie	207
Personenregister	221

I. Unbeschwerte Kindheit

Auf westpreußischen Gütern und Treck an die Elbe

Mein Leben begann mit einem leisen Missklang. Der Name, den meine Eltern mir gaben, stimmt nicht. Hans-Jürgen sollte ich heißen, in meiner Geburtsurkunde steht aber Jan-Jürgen. Die Urkunde wurde von einem polnischen Standesbeamten ausgestellt. Was sich am gewünschten Namen polnisieren ließ, hatte er geändert, anderes blieb stehen. So wurde aus Hans das polnische Jan; für den zweiten Vornamen ließ sich kein Äquivalent finden.

Geboren wurde ich im April 1937 auf dem Gut Fronza im Kreis Preußisch Stargard, das mein Vater für die Familie Gottfried von Cramms verwaltete, des Tennisbarons und Wimbledon-Finalisten von 1935 und 1937. Damals gehörte dieser Kreis zu Westpreußen, das nach dem Versailler Vertrag an Polen abgetreten werden musste und erst nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs dem Deutschen Reich wieder gewaltsam einverleibt wurde. So erklärt sich meine polnische Geburtsurkunde. Warum meine Eltern diese Urkunde nicht von einem deutschen Standesamt nach 1939 umschreiben ließen, bleibt ein Rätsel. In Fronza wurde zwei Jahre später auch mein Bruder geboren. Für den Tennisspieler, der sich nur gelegentlich auf dem Gut aufhielt, ließ mein Vater einen Zementplatz bauen, auf dem bei Wind und Wetter trainiert werden konnte. Angeblich hat er sich bei stundenlangem Spiel mit dem Crack, in Reitstiefeln statt normalen Tennisschuhen, eine schwere Muskelstoffwechselstörung zugezogen, die sein Gehvermögen stark reduzierte, eine Krankheit, die nicht geheilt werden konnte. Der einzige Trost, der meinem Vater blieb, war, dass er nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde. Höchst-

wahrscheinlich hielt sich sein Engagement in der nationalsozialistischen Partei und den Organen der SS deshalb auch in Grenzen. Nicht verborgen wird ihm geblieben sein, dass Gottfried von Cramm in einem angespannten Verhältnis zum Regime Adolf Hitlers stand. Nie haben wir darüber gesprochen, ob ihm das nicht zu denken gegeben habe.

In gesundheitlich angeschlagenem Zustand nahm mein Vater seinen Beruf dennoch wahr und verwaltete nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen 1939 die vom nationalsozialistischen Regime enteignete Domäne in Naime (früher Naymowo) im Kreis Strasburg an der Drewenz, einem Nebenfluss der Weichsel. Hier wurde 1941 meine Schwester geboren. Das Gut gehörte einem polnischen Adligen, der in einer kleinen Alttelwohnung im Herrenhaus lebte. Ich erinnere mich, dass wir ihn oft mit einem ausgeblasenen Ei foppten, das wir ihm zum Frühstück brachten: ein Schabernack, den er sich immer wieder gefallen ließ. Wie unsere Eltern mit ihm umgingen, hat sich meiner Erinnerung entzogen. Sehr gut erinnere ich mich aber an das weitläufige Gutshaus mit seinen neoklassizistischen Säulen am Eingang. Das Haus war offensichtlich kurz vor dem Krieg erbaut worden und noch unverputzt. Eine Allee führte seitlich zum Rondeel, der Auffahrt vor dem Haus. Neben dem Anwesen, umgeben von einem Park mit altem Baumbestand und Gärten, befand sich ein kleines Reihendorf mit den Häusern der Bediensteten und Gutsarbeiter. Ich besuchte gern die Familie des Kutschers, war fasziniert von den Bettkästen, die in beengtem Raum aus den Schränken gezogen wurden und das Wohnzimmer in ein Schlafzimmer verwandeln konnten; und besonders schmeckten mir die mit Zucker bestreuten und mit Milch besprengten Brote. Solche Leckereien armer Leute gab es in der Küche des Gutshauses nicht. Der Hof mit den Stallungen, dem Speicher, der Schmiede und Stellmacherei war weitläufig, geheimnisvoll war ein Haus, in dem Saatgut und Düngemittel gelagert wurden, denn unter dem Dach befanden sich in Kisten und Kasten Spielsachen aus alter, vermutlich polnischer Zeit: elektrische Eisenbahnen, Bahnhöfe und kleine Modellautos. Eigentlich durften wir nicht mit ihnen spielen. Doch es zog uns immer wieder auf diesen Dachboden. Groß geworden sind wir mit

Hunden und Pferden, Schafen und Kühen, mit Perlhühnern, Legehennen, Gänsen und Puten zuhauf. Meine Großmutter väterlicherseits hatte mir irgendwann einen braunen Langhaardackel geschenkt. Angeblich war er auf den Tag genau so alt wie ich. Zu meinem Entsetzen wurde er von einem Ordonanzwagen der SS, die in den letzten Kriegsmonaten im Gutshaus einquartiert war, überfahren. Seine Hinterläufe waren zerquetscht, so dass er nicht mehr gerettet werden konnte. Ich musste mit ansehen, wie er den Gnadenschuss erhielt. Nie habe ich diesen „Purzel“, wie er hieß, vergessen.

Eingeprägt haben sich die Treffen der Reiter aus der Umgebung, bald auch die berittenen Aufmärsche der SS, ebenso die demonstrativen Veranstaltungen der Wehrmacht. Ich höre immer noch, wie bei schönstem Sommerwetter die kleinen Militärflugzeuge über den See flogen und patriotische Gefühle in allen wachriefen, die ihnen nachschauten. Aus dem Kaiserwetter wurde Hitlerwetter. Dieses Erinnerungsgefühl ist entsetzlich und setzt mir immer wieder zu, wenn ich das Dröhnen alter Propellerflugzeuge in der Luft höre. Es erinnert mich an Zeiten undurchschaubarer Diktatur und kindlichen Wohlbehagens. Ansonsten erinnere ich mich, wie mein Vater mich auf die Jagd mitnahm, mir das Reiten auf meinem eigenen Schimmel, einer Araberstute, beibrachte und wie wir mit der Familie und dem polnischen Kindermädchen im Sommer zum See im Wald fuhren und im Winter bei der Eisfischerei „mithelfen“ durften. Besonders eingepägt haben sich mir die sterneklaren Nächte, in denen mein Vater mit mir im Schafstall bei offenen Fenstern auf die angelockten Füchse wartete und wir aus der Ferne das Heulen der Wölfe hörten – ganz weit weg.

Die desaströsen Erlebnisse des Krieges blieben uns erspart – sowohl in der Heimat als auch auf der Flucht in den Westen. Und doch hatten wir Kinder ständig Angst vor den Russen. Jedes Wetterleuchten oder jedes Detonieren einer Bombe deuteten wir als heranrückenden Angriff des Feindes. Noch Jahre nach dem Krieg suchte mich die Russenfurcht in meinen kindlichen Träumen heim. So tief hatte die Propaganda in die Psyche eingegriffen. Sicherlich haben die Eltern auch das Ihre dazu beigetragen, dass wir das Fürchten lernten. Wenn wir mit dem Kut-

scher durch die dunklen Wälder am See führen oder die Gegend durchstreiften, wurde uns von Kongresspolen erzählt, wo die Gefahr in tiefen, dunklen Wäldern lauerte. Dass wir in Kriegzeiten lebten, erfuhren wir Kinder auch von den russischen Zwangsarbeitern, die auf dem Gut in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Einige arbeiteten auch auf dem Hof in der Schmiede. An manchem Sonntagnachmittag besuchten wir sie und ließen uns von ihnen Ringe aus Kupfermünzen schleifen. Glücklicherweise brachten wir diesen Schmuck nach Hause, ganz und gar nicht glücklich waren allerdings die Eltern darüber, dass wir mit den Russen fraternisierten und die Arbeit an den Ringen mit Broten und Berliner Pfannkuchen aus unserer Küche einlösten. Vom Krieg erfuhren wir in ländlicher Abgeschlossenheit noch auf andere Weise. Zu Weihnachten 1944 zog eine tiefe Trauer ins Haus. Ein Bruder meines Vaters war in Russland gefallen und ein anderer vermisst. Der Tannenbaum wurde nicht geschmückt, nur weiße Watteflocken und weiße Kerzen erinnerten an den Christbaumglanz glücklicherer Jahre.

Tief eingepägt hat sich mir ein Erlebnis, das mich erstmals mit der Politik in Verbindung brachte. Eine Tante, die Schwester meiner Mutter, hatte sich von einer schweren Krankheit bei uns auf dem Lande erholt, von ihr hörte ich die ersten biblischen Geschichten, und sie sang mit uns die bekannten Choräle der Kirche. Sie war Kindergärtnerin in Wernigerode und stand der Bekennenden Kirche nahe. Auf einer Staatsdomäne im Osten, die natürlich nur von einem Parteigenossen geführt werden konnte, hatte sie es nicht leicht. Manchen Spott musste sie ertragen und einige Zugeständnisse an die unkirchliche Atmosphäre im Hause machen, und vielleicht war das Abzeichen der Hitlerjugend, das sie mir schenkte, ein solches Zugeständnis. Allerdings wurde mir dieses Abzeichen, auf das ich stolz war, zum Verhängnis. Ein Hitlerjunge sah es an meinem Hemd, riss es ab und verprügelte mich nach Strich und Faden. Ich war noch zu jung und durfte mich mit diesem Symbol einer auf den Führer eingeschworenen Jugend nicht schmücken. Der Sohn des „Panje“ wurde von dem Sohn eines polnischen Landarbeiters zusammengeschlagen. Er hieß Bienek und hasste mich. Wohl kann ich mich an diesen Vorfall erinnern, nicht an meine Reaktion, doch an die Gefühle,

die er auslöste. Ich wollte dazugehören – und durfte nicht: eine frühe Erfahrung der Exklusion.

Was in meinen Eltern damals vorging, blieb mir verborgen. Wohl sahen wir, dass mein Vater gelegentlich die schwarze Uniform der SS anlegte, auf einem Foto im Herrenzimmer sah ich später in einem Bücherregal Hitlers *Mein Kampf* neben dem Bestseller *Volk ohne Raum* von Hans Grimm stehen, den *Wehrwolf* von Hermann Löns und andere Literatur, die damals zu besitzen opportun war. Die Bibel konnte ich nicht entdecken und auch kein kirchliches Erbauungsbuch.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass meine Eltern versuchten, eine mustergültige Gutswirtschaft in polnischer Umgebung aufzubauen, und dass sie mit einer löwenzahnähnlichen Pflanze, die zur Gewinnung von Kautschuk angebaut wurde, einen Beitrag zur Ausrüstung der Wehrmacht leisteten. Um die „Pustebumen“ in großem Stil zu ernten, hatte ein Onkel meiner Mutter, ein Ingenieur aus Schlesien, ein staubsaugerähnliches Gerät erfunden, das von Pferden über die Felder gezogen wurde und die Mägde und Knechte vom mühseligen Pflücken der Samen entlastete. Das war in der Gegend eine kleine Sensation. Das Gerät erhielt den Namen „Popofax“ – warum, weiß ich nicht. Waren die Eltern Mitläufer, begeisterte Nationalsozialisten, oder taten sie nur ihre Pflicht, wie sie es unter jeder Staatsform getan hätten? Darüber haben wir nie miteinander gesprochen. Als ich mich später für das Verhalten der deutschen Mennoniten im Dritten Reich zu interessieren begann, war es bereits zu spät. Die Eltern waren früh verstorben. Über Politik wurde auch sonst während der Schulzeit mit ihnen kaum gesprochen. Sie versuchten, sich in die neuen politischen Verhältnisse einzufinden und wurden Wähler einer Flüchtlingspartei, dem Bund der Heimatvertriebenen. Das war nach dem Krieg.

Das Leben unserer Familie veränderte sich mit der Flucht in den Westen. In den letzten Januartagen 1945, es war bitterkalt, wurde der Treck freigegeben. Meine Mutter wurde mit den Kindern von unserem polnischen Kutscher in der blau gepolsterten Hochzeitskutsche zu den Großeltern auf das Gut in Deutsch Westphalen an der Weichsel bei Graudenz gefahren. In einer anderen Kutsche reisten die ältere Schwester meines Vaters mit

ihren Kindern, die in Strasburg wohnten. Mein Vater und sein Straßburger Schwager blieben zurück und organisierten den übrigen Treck. Decken und Wäsche, Teppiche und einige Polstermöbel wurden auf Kastenwagen geladen, ebenso die erlegten Hasen von der Treibjagd einige Tage zuvor: eine Gefrierkost, die uns auf der Flucht vor Hunger und Entbehrung bewahrte. Allerdings konnten wir in den nächsten Jahren keinen Hasenbraten mehr riechen, geschweige denn essen. Einige Tage später trafen die Pferdewagen mit dem Gepäck ebenfalls in Deutsch Westfalen ein. Die winterlichen Straßen dorthin waren verstopft, und es ging nur stockend voran. Kurzerhand entschied sich mein Vater, der sich an der Weichsel mit ihren Strömungen gut auskannte, mit Pferd und Wagen nicht über die Weichselbrücke bei Graudenz zu fahren, sondern über den inzwischen stark gefrorenen Strom der Weichsel. Der Treck erreichte sein Ziel, Flüchtende, die diesem Treck nachfahren, sollen teilweise im Eis eingebrochen sein. Im Gutshaus der Großeltern war indessen alles für die Aufnahme der Kinder und Enkelkinder vorbereitet worden. Hinzu stieß in diesen Tagen noch die Familie des älteren Bruders meines Vaters mit seinen vier Kindern in einem eigenen Treck. Das Haus der Großeltern war kleiner als das Herrenhaus in Naime, uns Kindern erschien es aber luxuriöser und verwunschener. Die Großmutter war inzwischen verstorben und im Garten des Gutshauses begraben worden, doch ihr Geist war noch überall zu spüren. So jedenfalls hat es sich mir eingepägt. Die Erinnerung an Deutsch Westfalen verbinde ich mit den besorgten Gesichtern der Erwachsenen, unruhigen Nächten und dem Dröhnen und Tuten der Dampfer, die einen Weg durch das Packeis der Weichsel suchten. Die Großfamilie hatte beschlossen, die Heimat zusammen zu verlassen und mit Pferd und Wagen in den Westen aufzubrechen: durch die gefürchtete Tucheler Heide, den Oderbruch, wo ein Teil der mitgenommenen Möbel auf einer Wiese am Fluss zurückgelassen wurde, dann weiter an die Ostsee. Mein Vater fuhr mit seinem Bruder und Schwager im Landauer voraus und machte oft in verlassenen Gutshäusern für uns Quartier. Es war ein kleiner Familientreck, der gelegentlich nachts verbotenerweise die Autobahnen nutzte, um schneller voranzukommen. Längere Zeit wurde der Treck auf einem Rit-

tergut bei Klötzin in der Nähe der Stadt Waren an der Müritz festgehalten. Wir Kinder genossen das Zusammenleben in den weitläufigen Sälen des Herrenhauses und des Parks, der in tiefem Schnee lag. Die Kälte des Winters ließ allmählich nach, und der Treck überquerte an einem sonnendurchfluteten Frühlingstag in den ersten Märztagen die Elbe bei Dömitz. Noch stand die Brücke, Tage später fiel sie einem Angriff feindlicher Tiefflieger zum Opfer. Ich erinnere mich, dass wir Kinder endlich die Kutsche, vollgestopft mit Wollpullovern und Schafsfelldecken, diese wochenlange Enge, verlassen und wie befreit neben der Kutsche über die Brücke laufen durften.

Unterwegs wurde der Treck getrennt, die Strasburger hatten wir aus den Augen verloren. Erst später stellte sich heraus, dass sie irgendwo in der Nähe Rothenburgs an der Wümme angekommen waren. Wir fanden schließlich unseren Bestimmungsort in Laase, einem Dorf am Elbdeich in der Nähe Gorlebens. Unserer Familie wurde ein kleines Bauernhaus am Rande des Dorfes zugewiesen. Vor der Giebelseite waren zwei hohe Misthaufen aufgeworfen, wie in dieser Gegend üblich. Es roch und stank entsetzlich. Meine Eltern wurden noch einmal darauf gestoßen, was sie verloren hatten, und konnten das Kulturgefälle von Ost nach West kaum begreifen. Sie begannen darunter zu leiden. An die Heimat erinnerten sie noch der Kutscher, die Knechte und Mägde, die ihnen erstaunlicher Weise geholfen hatten, den Weg in den Westen zu finden. Irgendwie war das Treueverhältnis zwischen dem deutschen „Panje“ und den polnischen Bediensteten noch intakt geblieben. An ein kultiviertes Leben in einem Herrenhaus erinnerten auch die mitgebrachten Teppiche und die wertvollen Bettbezüge, blauer Damast, ebenso die Pferde, sofern sie uns geblieben und nicht vom Militär konfisziert worden waren.

In Laase sind wir zwischen die Fronten geraten. Auf der einen Seite der Elbe kämpften noch die deutschen Truppen auf ihrem Rückzug vor den Russen, auf der anderen rückten die Alliierten heran. Offensichtlich war die Hoffnung meiner Eltern auf einen Endsieg noch nicht erloschen, zumindest nicht auf Hermann Göring, den Schutzpatron der preußischen Güter, denn lange wurde hin und her überlegt, ob es nicht ratsam sei, auf die andere

Seite der Elbe überzusetzen, um den Alliierten zu entgehen. Wie ich mich erinnere, wurde schon ein alter Kahn, der am Elbufer vor sich hindümpelte, wieder flottgemacht, mit dem die Familie das andere Ufer erreichen wollte. Doch der Kahn ließ sich nicht mehr reparieren, das Leck wurde groß und größer. So sind wir Kinder davor bewahrt worden, später im östlichen Teil Deutschlands aufzuwachsen.

Die Front rückte vom Westen her näher, schließlich wurde Laase beschossen. Wir suchten im Keller eines anderen Bauernhauses in der Mitte des Ortes Schutz. Vor das Fenster des dicht besetzten Kellers fiel ein erschossenes Pferd, das im Obstgarten graste. Es wurde dunkel und unheimlich. Wir hörten eine Detonation nach der andern und waren verschreckt. Nach bänglichem Warten öffnete sich die Tür. Amerikanische Soldaten waren ins Haus eingedrungen und holten uns heraus. Ein wenig schwierig stand es um meinen Vater. Er wurde kritisch beobachtet, denn die Amerikaner sahen in ihm wohl zunächst einen Soldaten, der sich verstellt und eine Gehbehinderung simuliert hatte. Offensichtlich war ihnen die Kleidung, die er trug, suspekt. Stiefel, Hose und Jackett eines „Panje“ sahen wohl eher nach einer abgetakelten Militärkleidung als nach dem Habit eines Zivilisten aus. Ich bemerkte die Angst meines Vaters und meiner Mutter. Doch schließlich war der Argwohn der Besatzer verfliegen. Da die Elbufer auf beiden Seiten noch unter Beschuss standen, wurde die Dorfbevölkerung in den nahe gelegenen Wald evakuiert. Dort bauten wir unter Kiefern und Birken aus unseren Teppichen ein komfortables Familienzelt und warteten mehrere Tage mit den anderen Dorfbewohnern auf das Ende des Krieges. Inzwischen waren der Kutscher, das Kindermädchen und die Stallknechte wieder nach Polen zurückgekehrt. Ganz dunkel erinnere ich mich, dass ich in Laase zur Schule ging; lange kann es nicht gewesen sein, denn bald zogen wir mit den anderen nach Reitze, in die Nähe der Stadt Lüchow an der Jeezel, wo mein Vater und sein Bruder vorübergehend die Leitung eines größeren Bauernhofs übernahmen, der verwaist war, und die Spargelernte organisierten. Dort blieben wir jedoch nicht lange. Die Großfamilie, zu der bald auch die Strasburger gestoßen waren, pachtete einen der größten Bauernhöfe in Küsten, einem Rundling und Reihendorf

im Wendland ungefähr sechs Kilometer westlich von Lüchow entfernt. Wir zogen in das recht repräsentative Haus am Dorfplatz: der Großvater mit vier Familien und dreizehn Enkeln. Hier verbrachten wir, gut versorgt, die erste Nachkriegszeit und nahmen am Leben im Dorf teil. Ich kann mich nicht erinnern, dass die Flüchtlinge auf Schwierigkeiten bei der Bevölkerung gestoßen wären. Wir besuchten die Volksschule und die Gottesdienste der lutherischen Kirche, feierten mit allen die Schützenfeste und die Schnitzeljagden des Reitervereins an Himmelfahrt. Die Familie lebte von den Erzeugnissen der Landwirtschaft und einer kleinen Rente, die mein Vater erhielt. Um in die Sozialversicherung aufgenommen zu werden, nahm er trotz seiner schweren gesundheitlichen Behinderung Aushilfsarbeit im Kontor des Lebensmittelladens am Dorfplatz an. Die Sorgen, die unsere Eltern hatten, die Familie zu ernähren und zu kleiden, wurden von den Kindern ferngehalten, auch die Sorge um die Gesundheit des Vaters.

Die Jahre in Küsten verlebten wir unbeschwert. Wir spielten mit den anderen Kindern auf dem Dorfplatz unter einer uralten Eiche, fuhren in Kastenwagen mit Bewohnern des Dorfes in die Blaubeeren bei Waddewitz, einem Ort an der Straße nach Uelzen, wir sammelten Pfifferlinge und Steinpilze in den angrenzenden Kiefernwäldern und trugen Holz für das Osterfeuer auf dem Prellernberg vor dem Dorf zusammen. Besonders gern haben wir im Herbst mit vielen anderen Kartoffeln auf den Feldern rund um das Dorf gesammelt und auf dem Dorfplatz unter den riesigen Eichen sackweise Eicheln, um unser Taschengeld aufzubessern. Sie wurden von einem Händler aufgekauft, der mit seinem klapprigen Auto ein Mal in der Woche über die Dörfer gefahren kam.

Altes Brauchtum wurde im Wendland nicht mehr gepflegt. An die Zeiten der Besiedlung durch die Wenden, einem slawischen Volksstamm, erinnerte aber noch die Siedlungsform der Rundlinge mit den Fachwerkhäusern, deren Giebelseiten rund um den Dorfplatz zu Wehrzwecken ausgerichtet wurden. Typisch sind die Hallenhäuser: ein großes Tor, durch das die Erntewagen in die vordere Hälfte der Häuser fuhren, links und rechts kleine Türen, die zu den Ställen der Haustiere führten, vor den Häusern, wie

bereits angedeutet, die beiden obligatorischen Misthaufen. Im hinteren Teil des Hauses befanden sich die Stuben und die Küche der Bauern. Alles wirkte verschlossen und abweisend, wenn sich auf dem Dorfplatz niemand sehen ließ. Umso erstaunlicher war, dass sich die Aufnahme der Flüchtlinge in die Dorfgemeinschaft so reibungslos vollzog. Wendisch klingen auch die Namen der Dörfer: Wustrow, Dolgow und Grabow, Satemin, Schreyahn, Meuchefitz und Tolstefanz. An wendisches Brauchtum erinnerte uns nur noch die „Krähenköst“, der Sonntag nach Ostern, an dem Kinder und Jugendliche durchs Dorf zogen und mit einem plattdeutschen Drohlied die Bewohner nötigten, Eier zu stiften. Wer geizig war, musste schrille Verwünschungen über sich ergehen lassen: „und wollt ihr nichts geben, soll euch der Habicht die Hühner wegnehmen“. Den plattdeutschen Klang habe ich nur noch ungefähr im Ohr. Die Körbe und Kiepen mit den gesammelten Eiern wurden ins Wirtshaus getragen und dort zu einem großen Bauernfrühstück für das ganze Dorf zubereitet. Noch ein anderer Brauch schien sich gerüchteweise zu behaupten. Gemunkelt wurde, dass die Neugeborenen nicht zuerst zur Taufe in die Kirche getragen, sondern irgendwo auf einer Anhöhe in der Feldmark auf die Erde gelegt und einer unbekanntem Naturgottheit geweiht wurden. Die Wenden sollen Heiden geblieben sein, doch verbürgt ist die Herkunft dieser Bräuche nicht.

Gern ging ich in die einklassige Volksschule in Küsten. Dass der junge Dorfschullehrer kein ausgebildeter Lehrer war, sondern sich die Anstellung in den Wirren der Nachkriegszeit erschlichen hatte, konnten wir nicht ahnen. Er hatte uns begeistert Lesen und Schreiben beigebracht. Wir ahnten nichts und waren schockiert, als er verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Mancher Unterrichtstag wurde von einem alten Lehrer eröffnet. Er saß in einem Strohstuhl, hinter ihm ein anheimelnd knisternder Ofen, wir um ihn herum, und erzählte uns Geschichten aus dem Alten Testament: die Geschichte von Kain und Abel, Jakob und Esau und von dem kleinen Mose, der ausgesetzt worden war und in einem Korb gefunden wurde. Schließlich war der Lehrer Alfred Knöllner, ein Liebhaber der Bäume, Pflanzen und Tiere im Walde, um uns sehr bemüht. Natur- und Heimatkunde waren in seinem Lehrplan eng zu-

sammengewachsen. Einige von uns hat er in Privatstunden für die Aufnahmeprüfung an der Mittelschule in Lüchow auf den Umgang mit deutscher Grammatik, mit Deklinationen und Konjugationen vorbereitet. So hat er das Fundament für meine akademische Bildung gelegt. Es muss kurz nach der Währungsreform 1948 gewesen sein. Ich hatte die Aufnahmeprüfung zur fünften Klasse der Mittelschule bestanden. Entweder fuhr ich im Bus nach Lüchow oder gemeinsam mit meinem Freund, dem Sohn des Dorfpolizisten, bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad. Besonders anstrengend war der Heimweg gegen den Westwind; er hat mir das Fahrradfahren für alle Zeiten verleidet.

Sonst haben wir Küsten kaum verlassen. Das Wendland war Zonenrandgebiet und die Zugverbindungen waren schlecht. Ein einziges Mal durfte ich mit meiner Mutter zu ihren Angehörigen nach Prösen bei Elsterwerda in Sachsen reisen – eine Reise, die sich mir tief eingepägt hat. Die Züge waren überfüllt und fuhren ohne Fahrplan. Die meiste Zeit mussten wir während der Fahrt stehen, eingepfercht zwischen zwei Waggons, ich war regelrecht eingequetscht: auf der einen Seite der mit Kartoffeln prall gefüllte Sack eines „Hamsterers“ und auf der anderen Seite der Rucksack eines anderen, in dem er die an der Küste „organisierten“ Heringe transportierte. Der Rucksack war durchnässt, das Wasser triefte an meinem Gesicht hinunter, so eng war es. Es war eine schreckliche Fahrt. Übernachten mussten wir im Wartesaal des Bahnhofs in Dessau. Hier ging es vorerst nicht mehr weiter. Der Bahnhof war zerstört, vom Wartesaal war das Dach weggerissen, wir lagen auf Decken und schauten in den dunklen Himmel. In Prösen konnten wir uns erholen. Die jüngste Schwester meiner Mutter war dort Lehrerin an der Dorfschule und wartete mit ihrer kleinen Tochter unentwegt auf die Heimkehr ihres Mannes aus der Kriegsgefangenschaft. Sie wollte nicht glauben, dass er gefallen war, und sang mit ihren Klassen Freiheitslieder – gegen das Schicksal, vor allem aber gegen die kommunistische Partei. Sie war mutig und unerschrocken. Später schenkte sie mir die gesammelten Werke Lessings, *Goethes Werke* in zwanzig Teilen und dann den dritten Band von *Prinzip Hoffnung*, das Ernst Bloch 1959 in der DDR veröffentlicht hatte. Hier hörte ich wohl zum ersten Mal auch klassische Musik und durfte mich an der

Blockflöte versuchen. Diese Reise war mein erstes Bildungserlebnis und begann, den Küstener Horizont zu weiten. Hier wurde ebenfalls ein Keim für meine akademische Existenz gelegt und eine Welt geöffnet, die dem Sohn eines „Panje“ auf westpreußischen Gütern sonst verschlossen geblieben wäre.

In Küsten habe ich auch am lutherischen Konfirmandenunterricht in der Kirche teilgenommen. Eigentlich gehörte ich dort nicht hin, und der Superintendent Otto Jablonski aus Ostpreußen führte mich denn auch vor allen Mitkonfirmanden als einen „kleinen Heiden“ vor, denn ich war im Unterschied zu allen anderen noch nicht getauft. Meine Eltern waren Mennoniten und wenn auch nicht besonders religiös eingestellt, hielten sie auch in der Diaspora an ihrer freikirchlichen Konfession fest. Sie verband sie nicht zuletzt mit der Heimat, die sie verlassen mussten. Dorthin waren Glaubensflüchtlinge aus den Niederlanden eingewandert, dort haben sie Dörfer gegründet und die Weichselmündung entwässert und urbar gemacht. Von dort zogen viele die Weichsel hinauf bis in die Gegend um Graudenz. Alle Verwandten waren mennonitisch. Aus den mutigen Dissentern war längst eine Familienkirche geworden. Die Mitglieder erkannte man an ihren Namen: Wiebe, Nickel, Friesen, Penner, Kopper und Wiehler, um nur einige zu nennen. Auf diese religiös-ethnische Welt wollten die Eltern nicht verzichten. Ein Symbol dieser Welt war das Mantelhaus neben der Kirche, die Garderobe der Kirchgänger. Darüber habe ich schon einmal berichtet:

Hier wurde gelacht und geweint, gescherzt und getröstet, hier hielten Väter nach heiratswilligen Töchtern für ihre Söhne Ausschau, Mütter nahmen kritisch die potentiellen Schwiegersöhne ab, Jungen und Mädchen knüpften selber zarte Bande, hier wurde über Schweinepreise verhandelt und darüber gesprochen, wie schön doch wieder Ohm Reimer und Ohm Thiessen das Gotteswort gesagt und allen ins Gewissen geredet hätten. Auf anheimelnde Weise hatten sich im Laufe der Jahrhunderte Geistliches und Weltliches miteinander vermischt. Es war ein Milieu entstanden, das Behaglichkeit ausstrahlte und kaum jemanden an seiner kirchlichen Zugehörigkeit zweifeln ließ. Das Mantelhaus war Symbol dieser mennonitischen Behaglichkeit (Das schwierige Erbe der Mennoniten, S. 11).

Diese Welt war mit der Flucht in den Westen versunken. Manches erinnerte aber doch daran. Von Zeit zu Zeit kamen mennonitische Laienprediger vorbei, hielten Hausandachten, bereiteten auf die Taufe vor und taufte die Heranwachsenden. Diese Prediger wurden gerufen, wenn jemand gestorben war, um den Beerdigungsgottesdienst in einer Friedhofskapelle oder im Hause des Verstorbenen zu leiten. Hier teilte sich mir noch etwas von der Atmosphäre der bäuerlichen Religiosität der Weichselmennoniten mit: unbeholfene Bibeltreue, Andacht ohne Pathos und sakrale Weihe. Unsere Eltern erwogen sogar vorübergehend, wie zahlreiche andere Flüchtlinge mennonitischer Herkunft, mit Hilfe des nordamerikanischen Mennonite Central Committee nach Uruguay auszuwandern und einen Neuanfang für die Familie in den Ansiedlungen der Mennoniten dort zu suchen. Bei dem gesundheitlichen Zustand meines Vaters wäre das desaströs ausgegangen. Glücklicherweise zerschlugen sich diese Pläne. In endlosen Flüchtlingsgesprächen mit alten Bekannten, die gelegentlich hineinschauten, wurde immer wieder der schmerzhafteste Verlust der Heimat beklagt, daran erinnert, wie schön es im Osten war, der eine oder andere berichtete von leidvollen Erfahrungen während der Flucht oder den letzten Tagen des Krieges. Ein baltischer Baron, ein guter Freund meines Vaters, erzählte von den Tagen während des Einmarsches der russischen Armee ins Baltikum und seiner Odyssee durch die Wälder. Er schien glimpflich durchgekommen zu sein, doch dann brach es aus ihm heraus – diese Worte habe ich nicht vergessen: „Das eine kann ich dir sagen: auf Rosen war ich nicht jebettet gewesen.“

Selbstverständlich besuchten wir den Gottesdienst in der lutherischen Dorfkirche. Sie stammte aus vorwilhelminischer Zeit, ländliche Backsteingotik: die bunten Fenster, das Kruzifix auf dem Altar, die vorgerückte Kanzel daneben, die Macht der Orgelklänge und der untersetzte, gestrenge Superintendent mit polnischem Namen zogen uns an – Talar und Lutherrock, nicht der zerknüllte, abgenutzte schwarze Anzug der mennonitischen Laienprediger. Dieser Superintendent nahm auch mich in die Zucht seines Konfirmandenunterrichts. Er war sehr streng. Ich lernte Bibelverse und Lieder auswendig, bald konnte ich die Namen der kleinen und großen Propheten, der Evangelisten und der paulinischen Briefe

„herunterrasseln“. Gelegentlich mussten ihn die Konfirmanden zum Gottesdienst in die alte Feldsteinkirche nach Meuchefitz begleiten und dort das in Küsten Gelernte noch einmal vor der Gemeinde wiederholen. Er fuhr auf dem Fahrrad vorweg und wir mit unseren klapprigen Fahrrädern hinterher – ein Pilgerzug durch die Feldmark bei Wind und Wetter. Trotz aller Anhänglichkeit an diesen geistlichen Herrn – getauft wurde ich nicht in der Kirche, sondern in der Wohnstube unseres Bauernhauses von einem mennonitischen Ältesten, einem Laien. Es war Bernhard Kopper, der einst ein Gut in Dragass besaß und die Gemeinde in Gruppe-Montau an der Weichsel geleitet hatte. Er war ein Freund meines Großvaters, der in derselben Gemeinde als Laie hin und wieder den Predigtamt versah. Bernhard Kopper war auch der Großvater Hilmar Koppers, der später die Deutsche Bank in Frankfurt leitete. Er und sein Bruder haben mich bei gelegentlichen Besuchen in die Geheimnisse eingeweiht, wo die Reusen des Hummerfangs in der Weser bei Nienburg zu finden waren. Die Familie war dorthin verschlagen worden.

Bernhard Kopper ließ mich Fragen und Antworten im alten Gemeindekatechismus lernen, fragte alles gewissenhaft ab und verstand es, mir in wenigen Stunden den Golgathaernst der Taufe zu vermitteln. Das Sterben mit Christus ist mir nachdrücklicher im Gedächtnis geblieben als das Auferstehen mit dem Herrn, der Ernst mehr als die Freude. Paulus spricht im Römerbrief von beidem. In der lutherischen Kirche erfuhr ich etwas von der Gemeinschaftlichkeit des christlichen Glaubens, in der mennonitischen Taufandacht etwas von der Einzigartigkeit der christlichen Existenz. Nach den Lehrbüchern der Konfessionskunde hätte es umgekehrt sein müssen. Dieser doppelte Akzent hat später meine Entscheidung für das Studium der Theologie an evangelischen Fakultäten ebenso wie für meinen beruflichen Weg in den Dienst einer mennonitischen Gemeinde bestimmt.

Der Übergang vom Gut zum Dorf war nicht nur der Wechsel eines geographischen und sozialen Raums, er war auch eine schmerzliche Veränderung im Selbstwertgefühl der Familie. Erst später habe ich erkannt, dass sich darin bereits die kleinen, von den Eltern sorgsam ergriffenen Chancen einstellten, in ein neues soziales und kulturelles Milieu hineinzuwachsen.

II. Schulbesuch im Wendland

Horizonte öffnen sich

Das Neusprachliche Gymnasium in Lüchow war um 1950 im Aufbau. Es begann mit Klasse 7 und führte einzügig zum Abitur, das zunächst in Lüneburg abgenommen wurde, dann bald in Lüchow selbst. Die Klassen 5 und 6 mussten in der Mittelschule absolviert werden, einem lang gestreckten roten Ziegelbau aus vorwilhelminischer Zeit, in dem auch die meisten Klassen der Oberschule beziehungsweise des späteren Gymnasiums untergebracht waren. Das Gebäude stand neben der alten Kirche, in der Nähe des Amtsgartens mit dem trutzigen Amtsturm, der vom 1811 niedergebrannten Schloss mit abgebrochener Spitze als Wahrzeichen der Stadt übriggeblieben war. Der Weg zur Schule führte durch enge Straßen, die von dicht aneinander gedrängten Fachwerkhäusern gesäumt wurden und auf einen alten, wuchtigen Turm zuliefen. Ursprünglich gehörte auch dieser Turm zur Schlossanlage, nach dem großen Brand wurde er, obwohl von der Kirche durch das Schulgebäude und den Pausenplatz getrennt, als Glockenturm genutzt. Dieses architektonische Ambiente gab dem Schulalltag ein besonderes Flair: abgeschieden und erhaben zugleich. Ich hatte die Aufnahmeprüfung, mit Fragen nach Deklination und Konjugation, Indikativ und Konjunktiv bestanden und fühlte mich als Kind vom Dorf inmitten dieser städtischen Relikte aus alter Zeit „very important“.

Früher waren Schüler aus dem Wendland auf das Gymnasium nach Salzwedel gegangen. Jetzt hatte sich die Grenze zwischen der sowjetischen und britischen Besatzungszone dazwischengeschoben, so dass die aus einer Privatinitiative entstandene

Gründung der Oberschule in Lüchow mehr als sinnvoll war. Sie war notwendig geworden. Offensichtlich waren einige Lehrer, als Flüchtlinge ins Wendland verschlagen, auf die Idee gekommen, erste Schritte zur Errichtung dieser Schule zu unternehmen. Sie hatten sich ihre pädagogischen Meriten schon anderswo erworben und sich schnell den Ruf eines kompetenten Kollegiums in Lüchow erarbeitet. Am nachhaltigsten hat mich Studienrat Karl Arlt geprägt. Sein Deutschunterricht war ohne Methode und Konzept, Beobachtungen an Texten und Kommentare zur Literatur folgten assoziativ aufeinander, alles war, wie heute gesagt wird, unstrukturiert, dennoch: immer feuilletonistisch-geistreich und in den Bahnen ambitionierter Literaturkritik. Charly, wie er von allen liebevoll genannt wurde, schöpfte stets aus dem Vollen. Er lebte mit moderner Literatur und verstand es, sie uns zu vermitteln. Besonders anregend war die Literarische Gesellschaft, die sich unter seiner Leitung regelmäßig im Ratskeller der Stadt versammelte. In manchem war sie das vorweggenommene „Literarische Quartett“: ein freimütiger Streit um moderne Literatur. In den höheren Klassen durften wir an diesen Veranstaltungen teilnehmen, die sich als ein Ritual aus Lesung, Kommentar und Diskussion zu einem kulturellen Ereignis in der Stadt entwickelten und den im Dritten Reich unterbrochenen Anschluss an die Weltliteratur wiederherstellten. Das sprach sich schnell herum, wie der breiteren Öffentlichkeit auch nicht lange verborgen blieb, dass Charly eine Lehrprobe, zu der eine gefürchtete, mondän gekleidete Landesschulrätin aus Hannover eigens angereist war, nutzte, um seine intellektuelle Souveränität unter Beweis zu stellen. Er hatte eine Erzählung Thomas Manns, die „Schwere Stunde“, als Interpretationsaufgabe gewählt und mit anzüglichen Bemerkungen zur Situation des Lehrers und der Schüler auf dem Prüfstand nicht gespart. Den Schülern hat diese Geste intellektueller Unabhängigkeit imponiert.

Anregend war für mich auch sein Religionsunterricht – mehr Religionswissenschaft oder Religionsphilosophie als die sonst übliche Verlängerung des Konfirmandenunterrichts in der Schule. Ihm hatte ich es zu verdanken, dass ich so mühelos durch das Abitur kam. Religion war mein Leistungsfach und die einzige mündliche Prüfung, die ich zu absolvieren hatte. An das Thema

kann ich mich nicht mehr erinnern, wohl aber daran, dass ich gut vorbereitet war und Charly diese Prüfungsstunde nutzte, um dem Kollegium und dem anwesenden Stadtpfarrer zu demonstrieren, wie freimütig der Umgang mit Religion sein kann. Charly war zweifellos der Lehrer, der meine Entscheidung, das Studium der Theologie aufzunehmen, am stärksten beeinflusst hat, obwohl ich bereits in den ersten Semestern merkte, dass er theologisch nicht sonderlich bewandert war. In moderner Literatur kannte er sich besser aus. Später habe ich mich oft dabei ertappt, wie sehr ich seine Art, den Unterricht zu gestalten, verinnerlicht oder in Seminaren imitiert habe. Er war zu meinem heimlichen „spiritus rector“ pädagogischen Freimuts geworden, und ich war glücklich, dass ich ihm das noch kurz vor seinem Tod schreiben konnte.

Auch einige „seltene Vögel“ waren dem Kollegium zugeflogen: dem Psychiater entlaufen, am Kollegium einer anderen Schule gescheitert, aus dem Ausland zurückgekehrt oder aus welchen Gründen auch immer im Wendland untergetaucht. Sie belebten den Schulalltag ungemein, gerade auch mit dem Chaos, das sie hin und wieder auslösten. Ein solcher Lehrer war Petonke oder Petomke, ein wohlbeleibter Manager, von imposanter Statur mit einer dunklen, furchteinflößenden Hornbrille. Er hatte das Wirtschaftsunternehmen verlassen, um sich seiner ersten Liebe wieder zuzuwenden: Jugendliche zu erziehen. Er muss wohlhabend gewesen sein und konnte sich die Minderung seines Einkommens offensichtlich leisten. Er wohnte im Hotel und ließ sich in der Adventszeit eine Gans zum Frühstück servieren. Eine Ente sei ihm zu klein, ließ er uns wissen, eine Gans zu groß – und so lud er meinen Freund und mich, die ihn gelegentlich auf dem Schulweg begleiteten, ohne Umschweife zum Frühstück ein. Wir haben ihm gern geholfen, mit der Gans fertig zu werden. Petonke oder Petomke hatte übrigens meinen frühen schriftstellerischen Ambitionen ein jähes Ende bereitet. Eines Tages bestellte er mich ins Lehrerzimmer und warf mir ein Manuskript auf den Tisch, das ich an die Lokalzeitung gesandt hatte: ein Bericht von einer außergewöhnlichen Klassenfahrt im Winter zum Skilaufen in den Harz. Noch nie hatte eine Klassenfahrt an der Schule im Winter stattgefunden. Sollte davon nicht berichtet werden? Of-

fensichtlich hatte ihm ein Redakteur, mit dem er an der Hotelbar fraternisierte, mein literarisches Debut zugespielt. Petonke missfiel der Stil, gezwungen und verkrampft, holprig und ganz und gar nicht akzeptabel. Bei ihm konnte ich auf keinen grünen Zweig mehr kommen – das Ende einer Karriere, bevor sie begonnen hatte. Sonderbar war auch ein Musiklehrer, unbeholfen und schusselig, wir tanzten ihm auf der Nase herum, so dass er uns schon leid tat, denn er wusste uns als begnadeter Pianist tief in die Geschichte der Musik einzuführen. Wir haben es ihm nicht gedankt. Faszinierend war schließlich der Kunstunterricht. Ein bildender Künstler hatte sich mit eigener Staffelei in der landschaftlichen Idylle des Wendlands niedergelassen und brachte uns den Impressionismus und Expressionismus, in eigenen Bildern auf Seltsamste gemischt, nahe. Nachhaltig hat er auch unsere Geschmackserziehung im Umgang mit Dingen des täglichen Gebrauchs beeinflusst und an Traditionen angeknüpft, die während des Dritten Reichs keine Chance hatten, die Ästhetik des Alltags zu erobern: an das Bauhaus und seine avangardistischen Experimente mit Form und Farbe. So wuchsen wir in die Welt anspruchsvoller Kultur hinein. Wie intensiv sich damit Lebensgefühl und Lebensweise verbanden, konnten wir damals zunächst nur ahnen. Das Elternhaus und das Kulturangebot der kleinen Stadt waren zu schwach, auch wenn das Niedersächsische Landessymphonieorchester oder die eine oder andere Bühne aus der Großstadt in Lüchow gastierte, um uns voranzugehen. Doch Imagination und Sehnsucht waren inzwischen zu einer Macht geworden, die uns aus der Provinzialität einer Kleinstadt zu lösen begann. Sie nötigte uns geradezu, den Ort hinter uns zu lassen, an dem sie entstanden war. Nur wenige kehrten später zurück.

Ein anderer Erfahrungsraum erschloss sich mir, als ich hin und wieder zu Freizeiten der Mennonitischen Jugend in Norddeutschland per Anhalter trampelte: in die Lüneburger Heide, nach Schleswig-Holstein oder ins Rheinland. Hier trafen wir auf Referenten und Jugendwarte, die von Mennonitengemeinden in Nordamerika ins Nachkriegsdeutschland entsandt wurden, um den Gemeinden zu helfen, sich von Grund auf zu regenerieren und das Friedenszeugnis der Täufer zu reaktivieren. In besonderer Erinnerung ist mir eine Fahrradtour 1955 in die Nieder-

lande geblieben. Wir radelten gegen Wind und Wetter über Leer in Ostfriesland nach Groningen und Witmarsum, wo Menno Simons einst zu wirken begann, und die umliegenden Gemeinden dort, nach Harlingen an der Nordseeküste und nach Amsterdam. Wir wurden freundlich aufgenommen und von Gemeinde zu Gemeinde gereicht; gelegentlich stießen wir auch auf Ablehnung oder offene Animosität in den Gegenden, in denen die Erinnerung an die leidvollen Jahre unter deutscher Besatzung noch wach war. Die Verbundenheit mit der ererbten Konfession wurde in mir auch durch einen mehrwöchigen Aufenthalt bei französischen Mennoniten in Montbéliard bei Belfort gefestigt. Ich wurde von einer Gärtnerfamilie aufgenommen, half auf dem Hof und war stolz, dass ich auch auf dem Markt beim Verkauf von Obst und Gemüse helfen durfte – mit meinen kümmerlichen Kenntnissen der französischen Sprache. An Wochenenden wurde ich auf Besuchsfahrten zu Verwandten und Gemeinden in der weiteren Umgebung mitgenommen und lernte das intakte Gemeindeleben und die bäuerliche Religiosität der französischen Mennoniten, von erwecklicher Frömmigkeit durchsetzt, kennen. Für einen jungen Mennoniten aus der Diaspora im Wendland war auch das eine neue Welt. Doch ich wollte nicht nur die Mennonitengemeinden im Elsass kennen lernen. Es zog mich weiter in den Süden Frankreichs. So trampete ich, ganz auf mich allein gestellt, durch Les Dombes nach Lyon und schaffte es bis Valence sur Rhône, wo ich nicht mehr weiterkam und auf einem Schrottplatz in einem alten Auto neben der Straße übernachtete. Einsamkeit beschlich mich, gelegentlich auch Furcht, wenn mich fremde Geräusche aufschreckten – eine seltsame Erfahrung, dass die Welt so ganz anders sein konnte, fremd und anziehend zugleich. Am nächsten Morgen wechselte ich kurz entschlossen die Straßenseite und hatte das Glück, dass mich ein gesprächiger Arbeiterpriester nach Paris mitnahm und mich in Versailles absetzte. Dort war ich in einer alten Villa angemeldet, die André Trocmé als Leiter des Internationalen Versöhnungsbundes bewohnte und in dem Pazifisten aus aller Welt verkehrten. Ich weiß nicht, ob ich viel verstanden habe, aber in Erinnerung ist mir ein Vortragsabend mit einem alerten Vertreter der französischen Kommunisten geblieben. Erst später ging mir auf, dass ich an